

Roland Gramling

Heldensommer
Roman

Die Handlung, die Figuren und manche Schauplätze dieses Romans sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2017

Erste Auflage September 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von Lauri Rotko (maritius images)

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 3-89656-258-6

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

Wohin gehen wir? Immer nach Hause.
(Novalis)

Kapitel 2

Zuhause und Heimat. Zwei Zustände. Zwei Orte.

Geografisch und emotional unendlich weit voneinander entfernt. Wie müssen sich Menschen fühlen, für die ihr Zuhause zugleich Heimat, ihre Heimat zugleich Zuhause ist? Eine zutiefst kindliche Vorstellung.

Nach über fünf Jahren selbst gewählten Exils war es ein seltsames Gefühl zurückzukommen. Noch dazu, zum ersten Mal überhaupt, mit Gunnar an meiner Seite.

Alles war anders. Entrückt.

Nachdem ich bei Wertheim die Autobahn verließ, galt es, schlicht dem glitzernden Band des Mains gen Miltenberg zu folgen, direkt in die entlegenste Enklave Bayerns.

„Herzlich Willkommen in Churfranken!“ prangte auf einem Straßenschild.

Churfranken! Kein Mensch sagt das hier! Eine leblose Begrifflichkeit, mit der die Region, gefangen zwischen drei Bundesländern, touristisch vermarktet werden soll. Ein Kunstbegriff, den sich irgendwelche angeblichen Marketing-Experten haben einfallen lassen – wahrscheinlich angeheuert von einem mafiös-schmierigen Konsortium aus Vertretern des Landratsamts, der Kreissparkasse, der Turnvereine, dem Hotel- und Gaststättengewerbe und einer lokalen, überehrgeizigen Weinkönigin.

Nicht einmal bei Wikipedia fand ich den Begriff. Dafür gab es eine Churfranken-App, eine Churfranken-Bankkarte, einen Churfranken-Mountainbike-Trail und einen Churfranken-Rieslingsekt.

Ich geriet wegen dieses lapidaren Marketing-Begriffs richtig in Rage. Typisch für mich. Wenn es kein Name auf

einem Straßenschild ist, dann eben eine Zugverspätung, ein unfreundlicher Kellner, mein Laptop, der nicht so wollte, wie ich es von ihm erwartete, oder der Regenschauer, von dem in der Wettervorhersage am vorangegangenen Abend noch keinerlei Rede war.

„Ihr Deutschen“, lautete Gunnars schlichter Kommentar hierzu stets. Es amüsierte ihn sehr, wie sich ein ganzes Volk derart über Kleinigkeiten echauffieren konnte.

Wahrscheinlich lernen Isländer mit Widrigkeiten wesentlich besser umzugehen. Auf der unwirtlichen Insel im Norden kann man froh sein über jedes Straßenschild, das den rauen und stürmischen Winter im Hochland überlebt. Züge gibt es sowieso nicht, der unfreundliche Kellner ist eben mit einem Wikingertemperament gesegnet und Wettervorhersagen sind aufgrund einer im Sekundentakt wechselnden Witterung meist sowieso obsolet.

Also besann ich mich. Churfranken hin oder her, Provinz oder nicht – dieses kleine Fleckchen Erde hat durchaus seine Reize. Die Reise stand sowieso schon unter belastenden Vorzeichen, da wollte ich wenigstens für einen guten Spirit sorgen. Schließlich war es immer mein Wunsch gewesen, Gunnar all das einmal zu zeigen.

Hier mochte nicht mehr mein Zuhause sein, aber es war meine Heimat. Hier bin ich groß geworden. Es waren Orte voller Magie. Geheimnisse und Wunder überall, von der Art, wie sie eben nur ein Kind sehen kann.

Vorbei an Burgruinen, die in erhabener Nostalgie auf Bergkuppen über dem Fluss thronen, entlang zahlloser Weinberge und durch hässliche Industriegebiete steuerte ich den Wagen blind in Richtung meines Heimatdorfs.

Kinzbach. Eine Ansammlung von Häusern, umgeben von einer mittelalterlichen Stadtmauer, die davon zeugte, dass dieses armselige Häufchen aus Stein und Mörtel vor

einigen Jahrhunderten beinahe das Stadtrecht zuerkannt bekommen hätte.

Die kleine Ortschaft liegt nicht im lieblichen, sonnenverwöhnten Maintal, sondern in den Ausläufern des Spesarts, etwas abseits des Eselsweges, einer einst bedeutenden Handelsstraße über die Höhenlagen des Mittelgebirges, auf der Salz mit den namensgebenden Eselskarawanen von den Solquellen Bad Orbs zur Einschiffung nach Miltenberg transportiert wurde. Statt milder Hanglagen wie im Maintal erstrecken sich im Rücken des Dorfs düstere, weitläufige Wälder.

Nicht ausschließlich, aber speziell im Winter, wenn die Tage dunkel und die Nächte lang waren, der Schnee schwer auf den Baumkronen lastete und eisige Winde über die Hochlagen wehten, fragte ich mich als Teenager stets, wie ein Mensch freiwillig hierher ziehen konnte.

Richtig schlimm wurde es, wenn die Witterung ein Wegkommen, ob mit Moped oder Auto, gar unmöglich machte. Besonders dann beneidete ich meine Mitschüler, die in den Kleinstädten entlang des Mains wohnten, mit den regelmäßig verkehrenden Regionalbahnen und einem, wenn auch nur rudimentär vorhandenen Nachtleben.

Während jener Jahre als Teenager und Heranwachsender, in denen die Magie der Kindheit verblasste, konnte ich die unbestreitbare, fast liebreizende Schönheit der Landschaft nicht wahrnehmen. Doch mit einer gewissen Distanz konnte ich mich ihr nicht mehr länger verschließen.

Der Wald entfaltete gerade seine volle Pracht. Spielerisch bahnte sich das Sonnenlicht einen Weg durch die Baumkronen, wurde vom Geäst in kleine Strahlen gebrochen und setzte das saftige Grün facettenreich in Szene.

Nach einem steilen, kurvenreichen Anstieg entlang der tiefen, verwunschenen Schlucht bei Klingenberg, vorbei an

den Ruinen eines alten Bergwerks, das einst den Reichtum der Stadt begründete, öffneten sich jäh die Baumreihen und gaben den Blick auf eine weite, hügelige Hochebene frei. Ein bunter Flickenteppich aus Feldern und Wiesen. Wie Inseln in einem Meer ragten dazwischen die Dächer und Kirchtürme kleiner Ortschaften, Weiler und Gehöfte hervor.

Sanft wiegte sich das Korn im Wind, bildete Wellen in einem riesigen, goldenen Ozean. Der Mais stand fast mannshoch und die Apfelbäume auf den Wiesen drohten im Herbst, das konnte ich bereits jetzt erkennen, unter der Last ihrer Früchte zusammenzubrechen.

„Ist das nicht ein ungemein erhebender Anblick?“, sagte ich, mehr Feststellung als Frage.

Extra für diesen Augenblick hatte ich einen ganz besonderen Song mitgenommen. Phil Collins. *Strangers Like Me*. Ich gebe es zu, das war wirklich schrecklich peinlich und sprach nicht unbedingt für meinen Musikgeschmack. Es fällt wohl nicht schwer, sich Gunnars belustigt zuckende Mundwinkel über meine Begeisterung für diesen Song vorzustellen. Oder Simone DeSalleries empört-angewiderten Gesichtsausdruck, als ich das Lied mit Inbrunst beim Karaoke im *Silbergold* zum Besten gab.

Alles Ignoranten!

Zu den treibenden Rhythmen eine einspurige, schlecht asphaltierte Straße durch Obstbaumhaine entlangzubretern, die Staubwolke im Rückspiegel, der Sonne entgegen, das war die große Freiheit.

Oder es kam der großen Freiheit für einen achtzehnjährigen Provinz-Schwulen Ende der Neunziger zumindest ziemlich nahe.

In diesen Augenblicken konnte ich die Zukunft förmlich spüren, war kurz davor abzuheben in meinem kleinen,

weinroten Ford Fiesta. Ich hatte das Gefühl, wenige Stundenkilometer mehr und es würde möglich, der Erdanziehung ein Schnippchen zu schlagen.

„Bereit für eine rasante Abfahrt?“, fragte ich und warf Gunnar auf dem Beifahrersitz einen prüfenden Blick zu. „Für das, was jetzt kommt, sollten wir gut angeschnallt sein.“

Um meine Warnung eindringlich zu unterlegen, überprüfte ich den Sicherheitsgurt mit vielsagendem Blick. Danach erst startete ich den Song.

Whatever you'll do, I'll do it too; Show me everything and tell me how; It all means something and yet nothing to me ...

Das Gaspedal bis zum Anschlag durchtreten.

I can see there's so much to learn; it's all so close and yet so far; I see myself as people see me ...

Die nächste Kurve nehmen, ohne auf die Bremse zu steigen.

Oh, I just know there's something bigger out there ...

Der Enge und dem Muff entkommen.

I wanna know, can you show me; I wanna know about these strangers like me; tell me more, please show me ...

Tot oder lebendig.

Something's familiar about these strangers like me ...

Ich stieß einen kurzen, lauten Schrei aus und beschleunigte, donnerte die Straße entlang, über die Ebene, versuchte jenes Gefühl heraufzubeschwören. Und manchmal glaubte ich, es erneut zu spüren, der Freiheit nahe zu sein.

Doch dann, im letzten Augenblick, stürzte die Illusion in sich zusammen.

Inzwischen war die Straße ausgebaut, die Schlaglöcher beseitigt. Zusätzlich ließ die Federung des SUVs jeden Stoß zu einem sanften Hopsen werden, ganz anders als damals in meinem Fiesta.

Abgesehen davon, das musste ich mir ebenfalls zugestehen, waren nicht nur Straße und Wagen neu, sondern ich war ebenso ein anderer. Die Freiheit war längst keine ferne Illusion mehr, kein unerreichbarer Wunsch, sondern gelebte Wirklichkeit.

Ich seufzte enttäuscht, drosselte meine Geschwindigkeit auf ein angemessenes Niveau und stellte Phil Collins das Mikro ab. Ohne übertriebene Eile steuerte ich den Wagen von nun an über die Hochebene. Hinter einer kleinen, weiß getünchten Kapelle folgte ich dem Straßenverlauf wieder in den Wald hinein.

Mächtige Buchen überspannten hier die Fahrbahn mit ihren Baumkronen. Es wirkte, als führe man in das Kirchenschiff einer riesigen, grünen Kathedrale. Die letzte Etappe unserer Reise begann.

Diesmal würde der Wald nicht enden, würde nur lichter werden und schließlich in Obstwiesen, Gestrüpp und kleine Weideparzellen übergehen, dazwischen einige Tümpel und künstlich aufgestaute Fischteiche.

Hier gab es keine Ebene mehr, die sich abrupt und weitläufig vor einem öffnete, keine weiten Felder und Wiesen. Das Tal meines Heimatdorfes lag schmal und langgezogen in den Untiefen des Spessarts.

Je näher ich meinem Ziel kam, umso größer wurde die Beklemmung. Ich wurde nervös. Hätte ich Gunnar besser nicht mitbringen sollen? Was würden meine Eltern sagen?

Die Umstände waren andere als vor sieben Jahren, als mir mein Vater unmissverständlich zu verstehen gab, dass er meinen Freund nicht unter seinem Dach willkommen heißen würde. Was für ein ekelhaftes und klischeebeladenes Weihnachtsfest das damals war.

Ich tobte und schrie.

Er tobte und schrie.

Meine Schwester tobte und schrie.

Meine Mutter weinte.

Unsere mühsam aufgebaute Illusion eines mehr oder weniger harmonischen Familienlebens stürzte während jener Weihnachtsfeiertage unter der Last plötzlich ausgesprochener Wahrheiten in sich zusammen.

Meine Familie wusste da bereits seit Jahren, dass ich niemals eine Frau mitbringen würde. Aber vor allem meine Eltern hatten es sich nach meinem zumindest scheinbar folgenlosen Coming-out in der Vorstellung wohl allzu bequem gemacht, ich würde statt einer Freundin einfach niemals irgendjemanden an meiner Seite haben.

Ein Irrglaube, wie sich herausstellte, als ich ankündigte, beim nächsten Familienfest mit Gunnar, meinem neuen, überhaupt ersten, festen Freund, erscheinen zu wollen.

Als gemeinen und für meine Schwester und mich ungünstigen Schlag des Schicksals in die Magengrube meiner Eltern kann in diesem Zusammenhang bezeichnet werden, dass Petra ausgerechnet zeitgleich ihren neuen Freund ankündigte. Einen Pelzhändler aus Miltenberg. Wohlhabend, keine Frage. Ungenommen eine „gute Partie“, wie meine Oma zu sagen pflegte. Leider aber unglaubliche zweiundzwanzig Jahre älter als meine Schwester und damit aus der Generation meiner Eltern.

„Nein, das haben wir euch nicht vorgelebt!“, stöhnte meine Mutter damals mit schwacher, resignierender Stimme und umklammerte dabei mit zitternden Händen ihr Kaffeetässchen aus Meißner Porzellan mit Goldrand.

Messing-Jesus starrte verständnislos aus dem Herrgottswinkel herab auf die Szenerie, das Antlitz zu einer schmerzvollen Fratze verzogen.

Als kleiner Junge hatte ich oft heimlich das Kreuz abgenommen und den kühlen, metallenen Leib berührt. Ich

konnte damals nicht verstehen, warum der Jesus aus meiner freundlichen, reichlich bebilderten Kinderbibel so anders aussah als die armselige, ans Kreuz genagelte Kreatur. Hart standen die Rippen aus seinem dünnen Oberkörper hervor. Sein dornengekröntes Haupt lag schlaff auf den Schultern, das Gesicht war eingefallen und ausgemergelt. Mitleid, Ehrfurcht und eine beinahe schon erotische Anziehungskraft übte diese Figur auf mich aus. Obwohl ich damals mit sechs oder sieben Jahren diese Gefühle natürlich nicht als solche benennen konnte.

Nur göttlich war mir Jesus am Kreuz so überhaupt nicht vorgekommen. Ich konnte in seinem Tod keine Logik erkennen. Weder als Kind noch als Erwachsener. Warum musste Jesu sterben, um uns alle zu erlösen? Wenn Gott wirklich allmächtig und allwissend war, hätte er nicht einen besseren, klareren und sinnvolleren Weg finden können, den Menschen zu zeigen, dass sie sich gerade ziemlich danebenbenahmen? Klare Ansagen, so wie es Zeus oder Jupiter gehandhabt hatten, erschienen mir, damals wie heute, wesentlich zielführender.

Abgesehen davon, wieso gab es Vater und Sohn, obwohl Gott, Jesus und der Heilige Geist ein und derselbe waren? Und was passierte zwischen Jesu Geburt und seiner Hinrichtung bitte schön mit Josef? Wie konnte er in der Weihnachtsgeschichte eine der Hauptrollen spielen und später einfach nicht mehr auftauchen? Wäre die Bibel ein Film, hätten die Drehbuchautoren für derartige Logikfehler und Handlungsbrüche sicher einige Kritik einstecken müssen.

Folgerichtig hatte ich als kleiner Junge das Neue Testament umgeschrieben und meine eigene Kinderbibel gemalt. Das Ende war ein gänzlich anderes. Jesus wurde nicht ans Kreuz genagelt, musste nicht leiden und Maria war nicht dazu verdammt, um ihren Sohn weinen zu müs-

sen. Stattdessen erkannten die Juden, wie verdammt toll er war, und gemeinsam mit Pontius Pilatus, der sich gegen seine eigenen Herren stellte, besiegten sie die römischen Besatzer.

Leider fand meine Mutter diese Version nicht besonders angemessen und verbrannte die Zeichnungen. Ich bekam eine Woche Hausarrest. Außerdem mussten meine Schwester und ich in Vaters Brockhaus ein neues Wort nachschlagen: Blasphemie.

Daran dachte ich, als meine Mutter, im Angesicht der familiären Tragödie, schluchzend ihren Kaffee trank, während meine Schwester und ich schmollend auf dem Sofa lümmelten und Rachepläne schmiedeten. Mein Vater zog sich nach seinem Machtwort und dem ausgesprochenen Hausverbot, das neben Gunnar zugleich Petras Pelzhändler umfasste, in den Hobbykeller zurück und bastelte an seiner Modelleisenbahn.

Oder tat zumindest so.

Sieben unglaublich lange Jahre waren seitdem vergangen. Meine Schwester hat ihren geliebten Stephan längst gehehlicht und meine Mutter vergoss während der pompösen Hochzeitszeremonie Tränen der Rührung.

Und bei ihrem bis dato einzigen Berlin-Besuch vor ein- einhalb Jahren lernten meine Eltern sogar Gunnar kennen. Ein „patenter, junger Mann“, wie meine Mutter zugeben musste, und mein Vater ließ seitdem bei Telefonaten Grüße an „meinen Kumpel“ ausrichten.